

Editorial

Im Jahr 1992 veröffentlichte Hubert Hermans, Emeritus Professor of Psychology der Radboud University of Nijmegen, einen psychologischen Artikel über das dialogische Selbst (vgl. Hermans, Kempen & van Loon, 1992). In diesem Artikel wurde ein isoliertes und als solches fest umrissenes individualisiertes Selbst als unangemessen eingeschränkt betrachtet und der Weg bereitet zu einem Konzept des Selbst mit einer in die Welt hinaus weisenden Perspektive sowie einem relationalen Charakter. Aus dem damals in den meisten therapeutischen Verfahren so wie in der akademischen Psychologie noch ausschließlich auf das einzelne Individuum bezogenen und damit als monologisch vorgestellten Selbst wurde das dialogische Selbst.

Seit dieser bahnbrechenden Arbeit sind viele Artikel und Bücher erschienen, die sich mit Hermans' Vorstellungen des Selbst auseinandergesetzt haben. Auch in der PERSON wurde das Konzept des Selbst häufig verwendet und in einigen Artikeln besonders behandelt, mitunter auch im Zusammenhang mit der Beziehung (vgl. u. a. Bruckbäck, 1997; Stumm, 2001; Keil, 2009; Galliker, 2011), doch eine eigentliche Auseinandersetzung mit dem dialogischen Selbst erfolgte bisher nicht.

Hermans, der sich in therapeutischer Hinsicht vor allem an der Gestalttherapie orientiert, aber auch mit Gesprächspsychotherapeuten zusammenarbeitet, schreibt in seinem Vorwort zu Staemmlers (2015) Monografie *Das dialogische Selbst*, dass er dieselbe als einen „Meilenstein“ in der Weiterentwicklung des relationalen Ansatzes des Selbst betrachte. Der Gestalttherapeut Staemmler, der auch eine gesprächspsychotherapeutische Ausbildung absolviert hat, stellt aus seiner postmodernen Perspektive das Selbst als einen Prozess dar, der sich in der Kommunikation mit anderen Personen immer wieder neu gestaltet. Das Selbst entsteht im jeweiligen Dialog der Person mit ihrer aktuellen Mit- und Umwelt und nimmt dabei vielfältige Formen an.

Nach Staemmler entspringt das Selbst eines Individuums nicht seinen biologischen Voraussetzungen, sondern es entspricht, zumindest als psychisches, den Dialogen mit den Bezugspersonen, dem Sozialen und letztlich Kulturellen. Die Bedeutung des Dialogs für das Selbst lässt sich seiner Meinung nach mit der Formel „Wo Dialog war, wird Selbst sein“ zusammenfassen.

Aus der Perspektive des Personzentrierten Ansatzes stellt sich die Frage, ob sich das Selbst genuin durch die Aktualisie-

rungstendenz oder tatsächlich insbesondere durch die Beziehungserfahrungen der Person entwickelt. Rogers (1959/2009) hat in seiner *Theorie der Psychotherapie* ausschließlich die Aktualisierungstendenz axiomatisiert und Zeit seines Lebens blieb dieselbe sein einziges Axiom.

Daran änderte sich auch nichts durch die Auseinandersetzung mit Martin Buber im Jahre 1957, die oft als Wende in der wissenschaftlichen Arbeit Rogers' betrachtet wird (vgl. u. a. Beck, 1991, S. 82). Die wichtigste Differenz zwischen Buber und Rogers lag wohl in den jeweiligen anthropologischen Grundannahmen. Sie lief auf die Kontroverse „monologische Entelechie“ (Rogers) versus „dialogische Polarität“ (Buber) hinaus (vgl. Wenck, 2008, S. 200).

Doch Rogers zufolge schließen sich Personzentriertheit und dialogisches Verhalten *nicht* aus. Rogers hat von Anfang an darauf hingewiesen, dass die Entfaltung der Aktualisierungstendenz von außen, durch die Bezugspersonen und die Umwelt im Allgemeinen, gestört, aber auch unterstützt und gefördert werden kann. Letzteres zeigt sich auch, wenn er nach der Auseinandersetzung mit Buber die „emotionalen Momente“ in der Beziehung zwischen den am therapeutischen Prozess Beteiligten betrachtet: „In diesen Augenblicken existiert, [...] eine wirkliche ‚Ich-und-Du‘-Beziehung, ein zeitloses Leben in der Erfahrung *zwischen* dem Klienten und mir. Es bezeichnet den Gegenpol einer Sehweise, die den Klienten oder mich als Objekt betrachtet“ (Rogers, 1961/2006, S. 200; Hervorhebung von Rogers). Mit diesem Zitat deutet sich schon an, dass für Rogers nicht nur das dialogische Selbst immer wichtiger wurde, sondern auch ein solches, das sich als Objekt auflöst und in ein entsubstanziertes Selbstverständnis mündet.

Es stellt sich die Frage, ob Hermans und Staemmler mit ihrer Analyse und Erweiterung des Konzeptes des Selbst nicht auch die Auflösung eines Phantoms – genannt Selbst – einleiten. Braucht es überhaupt noch diesen schwer zugänglichen, geheimnisvollen Selbst-Begriff oder käme die Humanistische Psychologie nicht auch ohne denselben aus? Handelt es sich um einen Begriff, der operationalisierbar ist und wirklich etwas zu erklären vermag, oder hat er vielleicht nicht vielmehr einen fiktionalen Charakter?

Schon Rogers stellte sich ähnliche Fragen hinsichtlich des konzeptuellen Charakters des Selbst. So berichtete er 1959 rückblickend, dass er ursprünglich davon überzeugt war, dass das

Selbst mit der behavioristischen Ablehnung der Introspektion auch seine wissenschaftliche Bedeutung verloren hatte. „Nur langsam (erkannte ich), dass Klienten und Klientinnen dazu neigen, über das Selbst zu sprechen, wenn ihnen ohne jegliche Anleitung oder Interpretation Gelegenheit gegeben wird, ihre Probleme und ihre Einstellungen mit eigenen Worten auszudrücken. „Ich fühle, dass ich nicht mein wirkliches Selbst bin“ (Rogers, 1959/2009, S. 32). Später hat Rogers auch die kleingeschriebene Wortform des Demonstrativpronomens verwendet. So schreibt er bei der Darstellung des Prozesskontinuums in Bezug auf die erste Phase u. a.: „Es besteht Abneigung, sich selbst mitzuteilen“ (Rogers, 1961/2006, S. 136).

Man kann die Meinung vertreten, dass eine Entsubstantivierung an sich bedeutungslos für die Gesprächspsychotherapie ist. Man kann aber auch zur Überzeugung gelangen, dass erst die mit der Entsubstantivierung einhergehende Entsubstantivierung das therapeutische Verständnis des Selbstkonzeptes revolutioniert hat. In der Kontroverse wird nicht nur das dialogische Selbst dem monologischen Selbst gegenübergestellt, sondern insbesondere auch der Frage nachgegangen, welche theoretischen und therapeutischen Implikationen einem therapeutischen Selbstverständnis zukommen, bei dem das Selbst als Objekt verschwindet.

Im vorliegenden Themenheft der PERSON kommen zunächst die beiden Repräsentanten des dialogischen Selbst, Hubert Hermans und Frank Staemmler, zu Wort. Im zweiten Teil des Heftes betrachten Markus Steffen und Michael Gutberlet das dialogische Selbst aus der Perspektive Rogers' und tragen viel zur Klärung des Begriffs des Selbst im Sinne des Personzentrierten

Ansatzes und der Gesprächspsychotherapie bei. Im dritten Teil bezieht Staemmler Stellung zu Antworten der Autoren des Personzentrierten Ansatzes auf das dialogische Selbst. Auf diese Replik folgt nochmals eine Replik aus der Perspektive des Personzentrierten Ansatzes und der Gesprächspsychotherapie. Abschließend wird auch auf die praktische Bedeutung der Kontroverse hingewiesen.

Mark Galliker, Jeannette Bischkopf & Christiane Bahr

Literatur

- Beck, H. (1991). *Buber und Rogers. Das Dialogische und das Gespräch*. Heidelberg: Asanger.
- Bruckbäck, M. (1997). Die Verbalisation des Selbst. *PERSON*, 1, 72–74.
- Galliker, M. (2011) Existenzphilosophie und Personzentrierter Ansatz. Bemerkungen zur Integration inter- und intrapersonaler Selbst-Konzepte. *PERSON*, 15, 126–137.
- Hermans, H.J.M., Kempen, H.J.G. & van Loon, R.J.P. (1992). The dialogical self: Beyond individualism and rationalism. *American Psychologist*, 47/1, 23–33.
- Keil, S. (2009). Das Selbst als Gestalt – eine kritische Analyse und Ansätze zur Weiterentwicklung der Theorie des Selbst im klientenzentrierten Konzept. *PERSON*, 13, 101–111.
- Rogers, C. R. (1959/2009). *Eine Theorie der Psychotherapie*. München: Reinhardt.
- Rogers, C. R. (1961/2006). *Entwicklung der Persönlichkeit*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Staemmler, F.-M. (2015). *Das dialogische Selbst. Postmodernes Menschenbild und psychotherapeutische Praxis*. Stuttgart: Schattauer.
- Stumm, G. (2001). Der Personzentrierte Ansatz und die Selbstpsychologie. *PERSON*, 6, 19–31.
- Wenck, M. (2008). *Heilung durch Begegnung? Martin Buber und Carl Rogers im Dialog*. Saarbrücken: Verlag Dr. Müller.